



# Was wird aus Gorgo?

Von Agnes Abel.

(Schluß.)

Gorgo ist glücklich. Frau Zimmermann, seit einigen Tagen auch auf den Namen „Jumma“ hörend, denkt immer neue Spiele aus. Bettücher werden zu Judianerzellen, seitwärts gelegte Stühle verwandeln sich in Eisenbahnwagen, Schränke in Pferdeställe, Stubenbesen fangen zu galoppieren an, Fußbänke kellen wie leidenschaftige Bernhardiner. Sogar Spielkameraden aus der Nachbarschaft finden sich ein, jeden Tag ein paar mehr, so daß es der guten Jumma angst und bange wird. Aber abends ist es am schönsten. Da muß Lisa Geschichten erzählen.

Lisa denkt bisweilen darüber nach, was wohl aus Gorgo geworden wäre, wenn sie ihn nicht aufgenommen hätte. Sein Vater — unbekannt, seine Mutter — Kellnerin in einer üblen Schenke, vollkaut mit ihren eigenen Sorgen beschäftigt. Ein Onkel ist auch da, aber er trinkt. Noch eine Ziehmutter? In dreieinhalb Jahren sieben, das war ein vielversprechender Anfang. Wenn es so weiter gegangen wäre — Lisa erinnert sich schauernd einiger Fürsorgezöglinge, die sie kennt und die auf ähnliche Weise mit geradezu raffinierter Stetigkeit verdorben wurden. Daß Gorgo, als er zu ihr kam, nicht längst verrotten und verschüchtert war, zeugt für seine Anlagen, gewiß nicht für seine sieben Erzieherinnen. Wenn Lisa sich nachts darüber wieder einmal klar geworden ist, hebt sie den Jungen am Morgen mit doppelter Zärtlichkeit aus den Kissens und prüft nachdenklich den Ausdruck seines Kindergesichts.

Sie merkt kaum, wie die Monate verfliegen. Sie kann den kleinen Burschen längst nicht mehr aus ihrem Leben wegdenken. Seine Wangen haben sich gerundet, seine Muskeln haben sich gestrafft, mit strammen Beinchen steht er im neuen Dasein, seine ehemals struppigen Haare wellen sich weich über der klaren Stirn, und die Augen sehen so neugierig blank in die Welt, daß die ganze Nachbarschaft ihm Freund ist. Oft schenkt ihm der Bäcker eine Brezel, der Buchbinder ein Bild, der Kaufmann eine Zuckerdose, sogar Fremde bleiben lächelnd stehen, indes er sie von unten her listig fragend anguckt. Lisa sieht ihn schon von wei-

tem, wenn er ihr nach dem Dienst entgegenläuft. Dann breitet sie die Arme aus, und es bleibt für ihn ein immer neuer Spaß, sich ihr mit solcher Wucht entgegenzuwerfen, daß sie, absichtlich übertreibend, nach rückwärts taumelt. Sie hebt den Jungen hoch und sieht ihm vergnügt in die lachenden Augen. Aus einem blaffen Armutsgehöpfchen ist ein gepflegtes, lebensfrohes, gesundes Kind — ihr Kind geworden.

Der März 1933 ist ins Land gezogen, am politischen Himmel ballen sich schwere Wollen. Lisa fürchtet sich fast davor, Zeitung zu lesen. Sie läßt den Jungen jetzt oft auch am Abend in „Jummas“ gütiger Pflege. Es zieht sie zu den Genossen, sie zittert um den Ausgang des Kampfes. Schreckenstage folgen. Schreckensnächte. Sie glaubt im Traum, mißhandelte Menschen schreien zu hören, fährt schweißgebadet empor. Wie wird das Ende sein? Sie beugt sich über den schlafenden Gorgo. Flüchtig klingelt — es ist nachts um vier Uhr — das Telephon. Was bedeutet das? Braucht jemand ihre Hilfe? Sie hebt den Hörer ab, da brüllt es ihr gurgelnd entgegen: „Du Marxistenkau! Dich schlagen wir tot, du Schwein! Du lebst nicht mehr lange...“ Ein Druck auf die Gabel bringt den Apparat zum Schweigen, aber ihr ist's, als höre sie die rohe, drohende Stimme noch immer.

Bis zum Morgen sitzt sie, in Decken gehüllt, an Gorgos Bettchen, hört seine tiefen Atemzüge, kann nur das eine denken: „Die Genossen werden gedemütigt, gefoltert, sie, die sich jahrelang so tapfer schlugen, unsere Bewegung ist zerstört, die Freiheit zertreten — werde ich wenigstens den Jungen behalten können?“

Am Morgen, als sie ins Büro kommt, schlägt ihr eilige Geringschätzung entgegen, kaum erwidern die Arbeitsgefährten ihren Gruß. Sind manche dabei, die ihr den Posten meiden, das weiß sie. Aber sie weiß auch, daß sie diesen Posten aus eigener Kraft, in jaher Arbeit errungen hat. Das gibt ihr den selbstbewußten Mut zu der Frage: „Was ist los mit euch? Wollt ihr mich auf solche Art klein kriegen? Schämt ihr euch nicht,

Kollegen? — Hanna, du?“ Hanna hebt den Kopf und antwortet mit ungewöhnlich scharfer, böser Stimme: „Du sollst sofort zum Chef kommen!“ Unter Lisas forschenden Blicken wird sie rot, beugt sich langsam wieder über ihre Schreibmaschine.

Direktor Albrecht hält ein Bündel Papiere in der Hand, steht steif neben seinem Schreibtisch. „Fräulein Wöring, ich höre, daß Sie marxistisch organisiert sind. Das stimmt doch?“ Lisa nickt. Es ist ihr, als stünde der kleine, dicke Mann nicht einen Meter, sondern unendlich weit von ihr entfernt, sie hört keine Stimme von weiter durch das Brausen ihres Blutes klingen. „Ich habe Sie als tüchtige Arbeiterin geschätzt. Tut mir eigentlich leid. Aber Marxisten — das geht nicht! 's Geschäft ist ohnehin schlecht, da können wir uns sowas nicht leisten. Sie verstehen? Ich könnt Sie einfach wegschicken. Aber na, hier haben Sie noch ein halbes Monatsgehalt. Entgegenkommen, nicht wahr? Alles Gute sonst... Na, tut mir also leid!“ Er räuspert sich, und Lisa begreift endlich, daß sie gehen soll. Verstanden hat sie von seiner Rede nur wenig. Alles ist so fremd mit einemmale. Der Mann, das große Fenster, das auf den Marktplatz zeigt, das Gesicht des Mannes am Schreibtisch. Hier hat sie zehn Jahre lang gearbeitet? Seltsames Leben! Wie eine Spinnwebwebe zerreißt das plötzlich alles, und war doch so mühsam geflochten.

Wie Lisa auf die Straße gekommen ist, weiß sie nicht. Scharf hupt ein Auto neben ihr, sie springt zurück und entgeht um Haarsbreite den Rädern eines Streifenwagens, aus dem siebzehn-, achtzehnjährige M-Burschen ihr irgendeine Unflätigkeit zubrüllen. „Gorgo, Gorgo!“ diesen einen Namen flüstert sie immerzu stummlos vor sich hin, „armer Gorgo!“

Dahheim öffnet sie die Tür zum Wohnzimmer. Da steigt ihr der Junge jubelnd entgegen. Sie hebt ihn empor, sieht ihn ratlos an. „Frau Zimmermann ist arm wie ich“, denkt sie, „müssen wir dich fortschicken, Gorgo? Fort? Und wohin?“ Leis streicht sie ihm übers Haar.

Dann wendet sie sich ab, er soll nicht sehen, daß sie weint.

# Corpus delicti Nr. 63.

Von Hans Honheiser.

Urlaubszeit!

Ah, waren das herrliche Tage! Mit ihrem goldglänzenden Lächeln schaute die Sonne hernieder zur Erde und die Vögel jubelten in der klarblauen Luft. Und der Sommer und der Jubel lag auch auf Steffan Dodars Gesicht, als er sich am Feldrain unbejorgt ins hohe Gras fallen ließ, mitten hinein zwischen purpurne Gloden und schreiendgelbe Hahnenfußsternchen. Diese Sorglosigkeit und Unbekümmertheit war ja sonst nicht gerade sein Fall. Aber er glaubte es nicht weiter tragen zu können, wofür er keine Worte hatte, was ihm aber das ganze Herz ausfüllte.

Singen — jüngen!

Doch da war ihm, als ob sich eine Wolke über die leuchtende Sonne gelegt hätte. So zog es auch ihm über das Gesicht. Daß ihm in seine schönsten Träume doch so häßliche Gedanken kommen mußten! Er schüttelte sich. Wie lange noch Urlaub? Von den zehn Tagen waren schon mehr als die Hälfte vorüber. Wie lange noch, dann waren wieder die Mauern der Kasselei um ihn und vor ihm, kaum ein paar Meter vor seinem Fenster, da ragte wieder die schmutzgraue Front des Gerichtsgefängnisses auf, da waren wieder die Akten um ihn, das Klappern der Schreibmaschinen und der Gefangenewart rapporierte wieder über seine Pflöge — zum wievielten Male? Und dann kam wieder die Rede auf die elenden Zeiten und wie lange doch diesmal wieder der Monat dauere und wie schnüchelig man auf die Gehaltszahlung warte.

Weg! Weg! Nein jetzt nicht diese Gedanken vom stumpfsinnigen Einerlei des Alltags! Weg die Erinnerungen an alle Lamentationen und die Widerwärtigkeiten des Berufs! Nein, jetzt nicht.

Dodak sprang hastig auf und warf den Rucksack über die Schultern, als wollte er seinen Gedanken entfliehen. Er ging den Feldweg weiter, der ihn immer weiter hinaus ins Grüne führte. Hinter ihm in einer Bodensenkung, halb verdeckt von den wogenden Getreidefeldern, lugten noch die letzten Häuser der Ortschaft hervor. Aber er sah sich nicht um. Schritt nur immer weiter vorwärts und hatte seine Augen an dem Rande der Welt hängen, die jetzt die seine sein sollte und der sich mit jedem Schritte immer weiter hinaus hob, an jenem Rande, hinter dem neue ungeahnte Herrlichkeiten seiner warteten.

Er war so tief in seine Träumereien eingesponnen, daß er die Schritte nicht hörte, die nun eilig von rückwärts an ihm vorbeistreiften. Erst, wie er das Mädchen flüchtig vor sich hingehen sah, fand er in die Wirklichkeit zurück.

Er wußte nicht, wer da vor ihm ging. Aber er freute sich der raschen und zielichen Bewegungen des schlanken Mädchenkörpers vor sich. Das Kind konnte kaum der Schule entwachsen sein, so flüchtig lief es, so natürlich und ungeziert waren alle seine Bewegungen. Und der sechsundzwanzigjährige Mann hatte keine Freude an dem Menschenkinde vor ihm, das die Sommerjonne umfloß und der ganze übermütige Jubel des Urlaubstages. Gerne hätte er in die Augen vor sich gesehen, ob die auch so leuchteten. Ob die braun waren oder blau. Aber der Weg ging weiter und leichtfüßig ging das Mädchen weiter. Aber dann bog es ab, hinüber auf eine Gruppe von Aechten und Mägden zu, die im Sonnenbrande zwischen den Aehrenfeldern arbeiteten. Den Korb, den es am linken Arme getragen hatte,

nahm es abwechselnd einmal in die rechte Hand, um sich das Tragen zu erleichtern. Steffan sah es mit Bedauern, wie es vom Wege abbog. Aber auch dann klickte sich die Kleine nicht um. Wie er sie bei den Menschen stehen sah, denen sie das Mittagbrot gebracht hatte, ließ er sich, ohne einen weiteren Gedanken, wieder in das dunkle Gras nieder, als sei es die selbstverständlichste Sache auf sie zu warten, bis sie wieder den Weg zurück kam. Er wartete. Worauf?

Da kam sie zurück mit dem leeren Korb. Und wie sie immer näher auf ihn zu kam, da sah er, daß das ja eigentlich kein Kind war, als das er das Mädchen vorher gesehen hatte. Aber alt konnte es wirklich nicht sein. So kindlich waren die Züge, die — aber — das Gesicht, das Gesicht kam ihm plötzlich so bekannt vor. Und das Lächeln, das da das Mädchen gesicht jünger erscheinen ließ, als es wahrscheinlich war, das — wo hatte er es nur gesehen, das —

„Steffi — bist du es wirklich?“ Freudig, aber noch ungläubig stieß es Dodak hervor.

Nein, nein, das war ja nicht zu glauben! Aber sie wars doch: die Steffi aus dem Nachbarhause — von daheim, aus seinem Dorfe — die Steffi, mit der er als Kind gespielt hatte. Die Steffi, die an einem und demselben Tage wie er geboren worden war, mit der ihn Gleichheit der Vornamen verband: Steffan und Steffi. Sie wars doch!

Sie hatte sich jung erhalten — ja! als Kind noch. Niemand hätte ihr die sechsundzwanzig Jahre geglaubt, so daß sich der gleichaltrige Bursche fast als Vater neben ihr vor kam. Aber rasch beutelte er sich diesen unangenehmen Gedanken ab, trat mit großen Schritten mitten in den Weg und streckte der Herankommenden seine Hand hin.

„Man könnte versucht sein, das alte Wort zu wiederholen, daß Gottes Wege doch wunderbar sind.“

„Oder, daß alle Wege nach Rom führen“, gab sie mit einem stillen Lächeln zurück und schlug herzlich in die dargebotene Hand des Mannes ein. Ihr Gesicht war dem Dorfe zugewandt. Da wandte auch Steffan bedäunlos den Fuß und ging neben dem Mädchen den Weg hinunter dem Dorfe zu.

## Die Tragödie des Stehtragens.

Groß ist die Zahl der Heilande und Propheten, welche der Menschheit Erlösung bringen möchte — aus den Wirrjalen der Zeit. Vereine sprießen aus dem Erdboden hervor — ihre Zahl und ihre Ziele sind Legion. Mit Leidenschaft und Ausopferung plädierten ihre Vertreter — hier für Vertilgung der Blutlaus, dort für das Andenken verstorbener Größen und da für die Vernichtung des Stehtragens. Solch einen Messias habe ich nun entdeckt. Ich traf ihn nachtabend am Flutkanal — wie er wohlige seine Glieder in flimmerlicher Frühlingssonne streckte. Eine ältliche Dame kam des Weges — errötete heftig und sagte etwas von unanständigen Menschen. Der unanständige Mensch aber bedeckte seine Blöße mit einem Taschentüchlein, machte eilige Kniebeugen und hielt dann eine wohlgefeimte Rede. Ich war der einzige — aber um so dankbarer Zuhörer.

„Was ist anständig?“ fragte er. „Anständig ist die größte Gemeinheit unseres Jahrhun-

Als die beiden am Abend wieder den Feldweg herauschritten, langsam, Luft wollten sie die Stunde dehnen, da war die Lust schwül und beklemmend und hinter ihnen im Dorfe schrie eine Stimme auf. War es ein Kind? Wars ein getreuer Hund?

Aber die beiden hörten es nicht. Immer weiter gingen sie, ohne auf den Weg zu achten und verschwanden endlich in der Dunkelheit.

Und die Stimme schrie — immer noch. Und nun war es, als ob ein Kind mit der letzten Kraft seiner Zungen aufjammerge. —

Steffan Dodak dachte längst nicht mehr an die sonnigen Tage seinesurlaubes, an die schwüle Nacht und den Schrei in der Dunkelheit. Er war schon wieder einmal auf Urlaub gewesen, hatte nun eine Woche länger frei gehabt und darum auch sein Wanderziel in die Ferne gerückt. An seine Jugendgespielin von ehedem, an die Steffi, dachte er nicht. Jetzt war es Herbst und er zehrte von der Erinnerung an die schönen Tage, die ihm auch der letzte Urlaub gebracht hatte.

Ein wenig abwesend nahm er dann die Zuschrift des Kreisgerichtes wieder zur Hand und las sie noch einmal. Da wurden vom Bezirksgerichte die Corpora delicti in der Straßsache T 628/32, Gottlieb Springer: Heiratschwindel, Veruntreuung und Diebstahl angefordert.

Dodak ging hinüber, wo in einem Schrank sauberlich verpackt und mit Nummern versehen, Bündel an Bündel lagen — Zeugen menschlicher Verworfenheit, menschlichen Irnwahns. Dort lag, was man begehrte: Eine Militäruniform, ein Ballen Leinwand, ein Frauenhemd. Das las er aus dem Verzeichnisse, das er gewissenhaft durchsah.

Und daneben — da lag ein Paket — Nr. 63 — die Knochen eines neugeborenen Kindes. Der Fall war unaufgeklärt und das Bündel lag schon lange im Schrank, länger als die kleine Leiche im Wasser gelegen haben mochte, bis sie verwest und entstellt aufgefunden worden war. Ein neugeborenes Kind, hatte der Arzt festgestellt.

Aber der Bach floß weiter, in dem es verwest war. Und die Gendarmerie hatte resultatlos die Erhebungen eingestellt, das Suchen aufgegeben.

Warum zieht das Paket immer wieder deine Blicke auf sich, Steffan Dodak? Corpus delicti Nr. 63.

ders. Jeder Mann, der hierzulande als anständig gelten will, muß dies vor allem nach außen hin erweisen. Das wichtigste Attribut, das wahrscheinlichste Anzeichen für anständige Gesinnung ist und bleibt im öffentlichen Leben — der Stehfragen. Früher wurde der Mann je nach der Höhe und Enge seines Stehtragens bewertet. Heute ist man toleranter geworden. Es sind gewisse Varianten in den Formen zugelassen. Wichtig ist vor allem, daß der Stehfragen immer makel- und fleckenlos bleibt.“

Er schlug dann ein paarmal heftig mit den Armen um sich, denn eine schwache Gänsehaut rieselte an ihm lang.

„Wir sind alle Scheißkerle“ — unterbrach er sich, „Was aber den Stehfragen weiter betrifft: Der Weg vom Vatermörder über den Halsabschneider hinweg — zum modernsten Radio-Steh-Umsfallfragen ist ein weiter. Groß ist das Leid, das der Mensch seinetwegen erdulden mußte. Wieviel Arbeit macht es den Frauen — wie vergällt es den Männern das Leben!“

### Im Restaurant.

Manchmal seh ich mich ins Restaurant  
Nicht deshalb, um mich zu amüsieren,  
Faszband bleibt für mich ein fremdes Land,  
Aber — Menschen such ich zu studieren.

Manchmal wünscht ich Maler dann zu sein,  
Mit dem Farbstift feitzuhalten die Gesichter,  
Die da spiegeln manchen Widerschein.  
Manchmal wünscht ich, wär ich doch ein Dichter.

Der Geschautes und Erlebtes bildlich groß,  
Weiß in Worten formschön darzustellen;  
Der ersäht der Menschen Eigenes,  
Schöpfend aus des Daseins tiefen Quellen.

Wieviel Leidenschaft und Eitelkeit  
Spricht aus Kleidern, Farben, Rhythmen,  
Zügen,

Wie so viele mit geuchter Höflichkeit  
Blaudernd, lächelnd, sich bewußt belügen.

Mancher kommt sich selbst bedeutend vor,  
Andre lautlos zu den Tischen gehen;  
Manche Törrin findet einen Tor —  
Leidgefange stumm aus Nischen sehen.

Und dazwischen schreiten hin und her  
Alle jene, die bedienen müssen,  
Tragen schweigend, oft doch bitter schwer  
An dem Lächeln, das sie zeigen müssen.

Eine Welt bewegt sich um mich bunt  
In dem weiten Raum des Restaurantes;  
Eingepreßt in eine enge Stund'  
Heitres, Trübes, Leichtes, Elegantes.

Halb belustigt, halb erschüttert auch  
Von der Stunde stillerichthem Leben  
Rehr ich heimwärts. — Zigarettenrauch,  
Parfümduft noch um die Kleider schweben.

Aug. K u e d o l f.

Wie mancher schöne ehrliche Hals wird zu-  
sammengedrückt — entstellt — wie ringt sein  
unglücklicher Träger um Atem!

Wieviel Jammer wird herausbeschworen  
durch die Tüde verlorener Kragenkнопfe! Was  
dem Pferd sein Kunt bedeutet, was dem  
Dhjen sein Joch ist, das ist dem Manne sein  
Stehtragen. Wie mancher mag sich in seiner  
Verzweiflung gehängt haben, getrieben von den  
Schikanen eines Selbstbinders.

Da muß man doch unsere Frauen bewun-  
dern. Längst haben sie sich von der sinnlosen  
Warter des Korjettts befreit. Sie geben ihrem  
Leib die Freiheit wieder. Warum müssen wir  
Männer immer noch an unserm Halse sündi-  
gen? Warum schneiden wir uns mit dieser  
fatanischen Erfindung den Hals ab — warum  
— sage ich, schlingen wir uns Riemen um den  
Bauch, daß wir vor Seitenstechen nicht mehr  
gibsen können? Anstandshalber natürlich!

Wahrhaftig, es ist an der Zeit, daß wir  
Männer frei werden von dem Frevel des An-  
standes. Wird es nicht herrlich sein, wenn wir  
im heißen Sommer — nur mit einem schlich-  
ten Badehöschen belleidet, zur Arbeit wandern?  
Wenn wir allen guten Umgangsformen zum  
Trog im Theater genau so im Negligee sitzen  
werden, wie vornehme Damen? Warum  
schweigen und stinken wir anstandshalber? Ni-  
mand weiß es!"

Der Redner hatte geendet und begann,  
ohne sich um mich weiter zu kümmern, einen  
Rundlauf um das Bad. Ich aber knöpfte  
meinen Kragen auf, um dem Halse etwas  
Sonne zu gönnen. Ein schlichter Anfang  
wenigstens. Go.

## Nicht Wort gehalten.

Von Bruno Manuel.

Es ist jetzt beinahe drei Jahre her, seit  
Conan Doyle, der Fachmann auf dem Gebiet  
des ewigen Lebens, das Zeitliche gesegnet hat.  
Wir wissen, daß sein Gang zu mediumistischen  
Offenbarungen groß war. Er besaß den un-  
erbittbaren Glauben an spiritistische Phänomene  
Und überdies hatte er die feste Absicht, nach  
seinem Tod von sich hören zu lassen. Er schied  
dahin mit dem feierlichen Schwur, der Erde  
verbunden zu bleiben. Es sollte eine Zwie-  
sprache stattfinden zwischen ihm und seinen Hin-  
terbliebenen. Er wollte seine Stimme erschal-  
len lassen zum Beweise dessen, daß ein Verkehr  
mit Geistern möglich ist.

Wir haben die traurige Pflicht, mitzutei-  
len, daß Conan Doyle nicht Wort gehalten  
hat. Drei Jahre warteten wir vergebens auf  
seinen spürbaren Hauch. Aus den ewigen  
Jagdgründen ist nicht das leiseste Zeichen zu  
uns gedrungen. Er ist weder seinen Angehörigen  
noch dem ehemaligen Leibmedium als Geist  
erschienen. Die irdische Welt hat kein Signal  
vernommen, aus dem die Tatsache seines Sphä-  
rendaseins zu folgern wäre. Sie bedauert die-  
sen Mangel außerordentlich. Denn ein Spiri-  
tist so hervorragenden Ranges wäre verpflichtet  
gewesen, seinen Geist in den Dienst der okkul-  
ten Lehre zu stellen. Er hätte bemüht sein müs-  
sen, das für die Beweiserbringung Erforder-  
liche zu veranlassen. Weil er uns im Stich  
ließ, sind wir befugt anzunehmen, daß die fun-  
damentalen Erkenntnisse des Spiritismus einen  
fundamentalen Irrtum darstellen. Wir dür-  
fen Stancen, Vorkchaften Verstorbener und der-  
gleichen mediumistische Offenbarungen als  
plumpen Schwindel ansehen. Dieses Resultat  
hat er sich selber zuzuschreiben.

Dabei will er bei Lebzeiten überzeugende  
Aussagen Verstorbener vernommen haben.  
Er hat so glaubhaft von Gesprächen mit Gei-  
stern zu erzählen gewußt, daß uns der Verstand  
stehen blieb. Jemand, den er gekannt hat und  
von dem er zuverlässig wußte, daß er tot ist,  
schwebte eines Tages lebhaftig am Fenster vor-  
bei. Es unterlag keinem Zweifel, daß es der  
Verstorbene war.

Diese verblüffende Wahrnehmung war für  
Conan Doyle der Auftakt zu einem regen Ver-

kehr mit Geistern. Er hatte, wie er seiner Zeit  
berichtete, Zusammenkünfte mit dem Geist sei-  
ner ehemaligen Kinderzweifter. Dem Geist  
eines Freundes verdankt Conan Doyle die  
Nachricht, daß es im Jenseits ein familien-  
leben gibt. Uns wurde verraten, daß Eheleute,  
die auf Erden ein Herz und eine Seele waren,  
in der außerirdischen Welt zusammenkräfen.  
Dagegen sollte es weder Armut noch Reichtum  
geben. Conan Doyle erfuhr des ferneren aus  
Geistermund, daß Geister niemals schlafen  
gehen. Wenn sie gelegentlich von Ermüdung  
sprachen, so meinten sie einen Zustand des  
Halbbewußtseins, in den sie sich freiwillig ver-  
setzten.

Conan Doyle ist inzwischen selber Geist ge-  
worden. Er hätte die Pflicht gehabt, uns un-  
verzüglich wissen zu lassen, ob die Sache mit  
dem Sphärendasein auf Wahrheit beruht. Er  
hat seinen Geist über zwei Jahre zurückgehalten  
und seine spiritistischen Freunde auf die Fol-  
ter gespannt. Ihre Geduld ist jetzt am Ende.  
Wenn Conan Doyle noch etwas für sie übrig  
hat, wird er nicht umhin können, stehenden  
Fußes in Erscheinung zu treten. Er ist es der  
spiritistischen Sache schuldig. Ich kenne Anhän-  
ger, die schon erheblich wandelnd sind. Sie wol-  
len nur noch Conan Doyles dritten Todestag  
abwarten. Wenn sie bis dahin nicht einen  
strikten Beweis von spiritistischen Phänomenen  
bekommen, wenn ihnen keine Offenbarung eines  
Geistes zuteil wird, wenn Conan Do. e nicht  
wenigstens einen Satz aus dem Jenseits zu  
ihnen spricht, dann geht ihr Glaube in die  
Binjen. Dann werden sie Abtrünnige!

Darum, Geist Conan Doyles, der du die  
ungeheure Gefahr erkennst, die dem Spiritis-  
mus droht, erscheine! Gib der irdischen Welt  
eine mediumistische Prognose! Vertraue ihr  
an, daß du lebst! Sage ihr, daß Verstorbene  
im Jenseits tatsächlich ihre intellektuelle und  
moralische Entwicklung fortsetzen! Daß der  
Grad ihres überirdischen Glücks vollkommen ist  
und daß eine geheimnisvolle Kraft alle zum  
jenseitigen Dasein erforderlichen Bedingungen  
auf das Glanzendste erfüllt!

So du es aber nicht tust, Geist Conan  
Doyles, so du in hartnäckigem Stillschweigen  
verharrst, bist du für uns endgültig erledigt!

### Der „überlistete“ Zauber- tänzler.

Horace Goldin, der unerreichte amerikanische  
Zauberer, erzählt aus seiner Bühnenpraxis eine  
ergötliche Geschichte, die den größten aller leben-  
den Illusionisten einmal in eine arge Verlegen-  
heit brachte.

„Ich gab ein Gastspiel in Mailand. In  
meinem Programm brachte ich eine Anzahl noch  
nicht gesehener Tricks, die das Publikum in  
Scharen herbeilockten, so daß das Theater all-  
abendlich bis unter die Kuppel gedrängt voll  
war. Ich zeigte unter anderem, daß die unter  
der Menschheit verbreitete Ansicht, das Geldver-  
dienen sei mit allerhand Umständlichkeiten ver-  
bunden, irrig sei, weil ein jeder, wenn er nur  
zehn Lire besitzt und den richtigen Spruch weiß,  
sich diesen Betrag in wenigen Sekunden beliebig  
zu vervielfachen vermag. Zum Beweise dieser  
meiner Behauptung bat ich in den Vorstellun-  
gen jeweils einige Herren aus dem Parkett, zu  
mir auf die Bühne zu kommen, wo ich ihnen

vor allen Augen einen Geldschein von geringem  
Werte in die Rock- oder Westentasche steckte.  
Meine Versuchspersonen murmelten nun den  
ihnen von mir aufgegebenen Spruch und zogen  
dann ohne alle Mühe aus ebenderelben Tasche  
zu ihrer und das Publikum größter Bewun-  
derung breite, knisternde Tausender, so viel sie  
nur wollten. Allerdings, wenn sie die Sache zu  
Hause probierten, so ging sie nicht so einfach  
vonstatten, weil dort der Mann fehlte, der ihnen  
die verwandelten Noten vorher unbemerkt in ihre  
Taschen praktizierte. Und dieser Mann war ich.  
Aber man spielt nicht ungestraft auf eine solche  
Weise mit erwachsenen Leuten, wenigstens nicht  
in Mailand. Aus dem Parkett war an mehreren  
Abenden hintereinander ein junger Mann zu  
mir heraufgekommen, den ich jedesmal von  
neuem bemitleidete, weil er nur einen Arm  
hatte. Als Ersatz für seinen verlorenen Körper-  
teil trug er eine Prothese mit einem Lederhand-  
schuh. Ich tanzte auf irgendeinen Kommi-  
der, weil er ein so eifriger Besucher meiner  
Vorstellungen war, für die Zauberei besonderes  
Interesse zeigte. Das tat er auch, aber in einem

anderen Sinne, als ich dachte. Es war ihm nämlich nur darum zu tun, hinter meinen Geldtrick zu kommen; zu welchem Zweck, werden Sie bald sehen. Da er jedesmal sehr genau aufpaßte, so mußte er am vierten Abend, wie es bei den märchenhaften Vorgängen in seiner Besessensache zugeht. Ich dagegen ahnte nicht, daß mein Mann gar kein Krüppel war, sondern seinen richtigen, zweiten Arm nur unter dem Rock verborgen hielt. Mit diesem packte er am vierten Abend, als der richtige Moment gekommen war, zu und manövrierte die ganze Geldscheine, die ich ihm zuvor in seine Tasche gesteckt. Gottweisshin, wahrscheinlich in die rückwärtigen Tiefen seiner Hose. Da er dabei unbeweglich und mit dem unschuldigen Gesichte der Welt da stand, so bemerkte ich noch immer nichts. Peinlich wurde die Angelegenheit für mich erst, als mein Trick, wie leicht begreiflich, nun ganz und gar nicht klappen wollte. Ich ließ mich tatsächlich verblüffen und glaubte an einen Fehler meinerseits. So kriegte denn der Kommiss noch einmal eine Ladung in seine Weste. Jetzt ging alles wie am Schnürchen. Unten im Publikum hat man wohl kaum etwas von diesem Vorgang bemerkt. Der junge „Krüppel“ aber ging demütig auf seinen Platz zurück. Kaum war er dort angelangt, so wurde er, wie es den Anstehenden schien, von einem starken Unwohlsein ergriffen, das ihn nötigte, das Theater schnellstens zu verlassen. Auf der Straße war dieses Unwohlsein aber schon wieder verschwunden, denn hier konnte man sehen, wie mein Kommiss mit gewaltigen Schritten und so munter wie ein Spatz seiner Wohnung zuwies. Wären die Wände seines Zimmers durchsichtig gewesen, so hätte man auch noch sehen können, wie er dort vor einem Tische saß und gebannt auf einen Haufen Geldscheine starrte, von denen ein jeder nicht unter drei Kullern aufwies. Diese Beschäftigung dauerte allerdings nicht sehr lange. Als sie beendet war, nahm der junge Mann die ganze Herrlichkeit, zerriß sie in winzige Stücke und warf sie ruckartig ins Kaminfeuer, wobei er sich nicht verhasen konnte, bei einer unwahrscheinlichen hohen Anzahl von wirklich namhaften Göttern zu fluchen.

Ja, wo wollten wir auch hinkommen, wenn ich bei meinen Vorführungen keine Banknoten-Simulationen benutzen würde!

Berner Lobbenberg.

### Wißt ihr schon? ...

Es ist neuerdings errechnet worden, daß es eine weit größere Anstrengung ist, die Stirn zu ruzeln, als zu lächeln, denn zum Stirnzucken müssen fünfzig Muskeln in Bewegung gesetzt werden und zum Lächeln nur dreizehn.

Im Jahre 1663 veröffentlichte der Marquis von Worcester eine Liste von Erfindungen, die bereits die Dampfmaschine und den Telegraphen einschloß. Er versuchte, das Parlament zu bewegen, ihm Unterstützung angedeihen zu lassen. Wäre dies geschehen, so wären diese Erfindungen vielleicht schon zwei Jahrhunderte früher Wirklichkeit geworden.

Bei dem modernen Menschen ist der Geruchssinn äußerst schwach entwickelt. Man stellte Versuche mit gewöhnlichen Gerüchen, wie Essig, Rosen und Schwefel an und fand, daß von hundert Angaben nur zwei richtig waren.

Eines der unmenslichsten Gefängnisse der Welt befindet sich in Ural in der Mongolei. Die Zellen erinnern an Hünerställe; sie sind etwa 1.20 Meter lang und 75 Zentimeter hoch und wie Käfer eines Schrankeles

übereinander angebracht. Die Gefangenen sind ständig angeleitet und können weder aufstehen, noch sich ausstrecken.

Ein amerikanischer Sachverständiger hat festgestellt, daß ein Mensch, der nur einen Sport betreibt, nicht zu einer vollkommenen Gesundheit und Stählung des Körpers kommen kann. Nach seiner Meinung muß jeder, der Sport treibt, seinen Sport entsprechend seinem Alter wählen und demgemäß von Zeit zu Zeit wechseln.

Echter Bernstein, der das mineralisierte Harz eines ausgestorbenen Baumes ist, ist mindestens 600.000 Jahre alt.

Japan stellt siebenhundert Großfilme jährlich her, also etwa 200 Filme mehr, als in Amerika hergestellt werden.

Ein interessanter Fünfjahresplan ist von der amerikanischen Harvard-Universität in Verbindung mit dem Rockefeller-Fonds aufgestellt worden. Man will mit Hilfe modernster Apparate die Beschaffenheit der Erdkrinde untersuchen, um eine sichere Theorie über die Entstehung der Mineralien im Erdinnern aufstellen zu können. Auch will man versuchen, neue Methoden zu finden, um das Vorkommen von Mineralagern nachzuweisen. Besondere Aufmerksamkeit wird man der Untersuchung der Erdbeben und ihren Entstehungsbursachen zuwenden.

In Ägypten dürfen Frauen in Lokalen, wo alkoholische Getränke ausgeschenkt werden, nicht als Kellnerinnen oder Bardamen tätig sein.

Es ist ausgerechnet worden, daß jeder zweite Mensch, der auf der Welt geboren wird, vor seinem achtzehnten Lebensjahr stirbt.

### Weiteres.

Was heißt verschieden? Der kleine Hans fragt seinen neunjährigen Stiefbruder: „Sag mal, Peter, wir sind doch richtige Brüder, nicht wahr?“ — Peter: „Wir sind richtige Brüder, wir haben eine Mutter, aber verschiedene Väter.“ — Hans (nach längerer Pause gedankenvoll): „Du, Peter, was ist denn dein Vater?“ — Peter: „Mein Vater ist Kaufmann.“ — Hans: „Na also, hab ich mir doch gleich gedacht! Mein Vater ist doch auch Kaufmann; was heißt da verschieden?“

Zimmer Fachmann. Architekt F. und Frau sind eingeladen. Längst ist er mit seiner Toilette fertig, nur die würdige Gattin kann und kann nicht fertig werden. Endlich dauert ihm die Sache zu lange, er geht in das Zimmer seiner Frau, betrachtet den Vorgang eine Weile und sagt dann: „Na, mit dem Rohbau bist du ja fertig, Johanna. Wie wäre es, wenn du jetzt mit dem Anstrich anfingst?“

Weisheit aus alter Zeit. Leutnant in der Instruktionsstunde: „Warum soll der Soldat für Kaiser und Reich Gesundheit und Leben opfern? Einjähriger Kohn!“ — Einjähriger Kohn: „Der Herr Leutnant ham Recht! Warum soll er?“

Wasser! Der möblierte Herr klopfte an die Küchentür seiner Wittin: „Gewunden Sie mir mich a Gewunden Wasser gäh!“ — „Du freilich, das genn Sie kriechen.“ — „Oder a Dobb voll?“ — „Se genn och a Dobb voll kriechen.“ — „Oder vielleicht den Eimer da, halb voll.“ — „Reinswägen och den Eimer halb voll.“ — „Wie wärh'n'u, wenn Se nu ganz voll machen?“ — „Das is doch ganz wurd! Ich machen och ganz voll. Woderzu wolln S' das Wasser?“ — „Rei Bedde brennt!“

Schöne Aussichten. „Ihr Hund paßt ja sehr eifrig auf, wenn Sie die Haare schneiden“, sagte der Kunde zu dem dörrlichen Figaro. „Na und ob“, erwiderte dieser lachend, „er weiß auch warum. Manchmal schneide ich einem Kunden ein Stückchen vom Ohr ab!“

Logik. Itis fährt von München nach Mailand. Hinter Innsbruck spannt man eine zweite Lokomotive für die Bergfahrt vor. — „Bin ich zu schwer?“ fragt Itis ängstlich den Schaffner. — „Das wird seit Jahren bei jedem Zug so gemacht. Bis zum Brenner. Oben wird dann die Maschine abgehängt.“ Itis fragt: „Seit Jahren bei jedem Zug? Da müssen ja oben auf dem Brenner schon eine ganze Menge Lokomotiven angeammelt sein!“

Geiz. „Wieviel rechnen Sie für das Jahrgeld“, erkundigte sich der Schotte vorichtig bei dem Zahnarzt. — „Fünf Schilling!“ — „Und wenn Sie ihn nur ein bißchen lodern?“

Der Strohwitwer. „Ich habe meinem Mann angekündigt, daß ich aus den Ferien sofort nach Hause komme, wenn er nicht jeden Tag schreibt!“ — „Und tut er es auch?“ — „Er schreibt sogar jeden Tag zweimal!“

## Scharoch.

Alle Aufgaben und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zwettnitz Nr. 65. Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen, bei Leptig-Schnau.

### Schachaufgabe Nr. 144.

Von Emil Dinnabier, Tetschen. Schwarz: Kf3; Dg2; Lg8, g7; Sc7; Bc6, d5, e7 (6).



Weiß: Kd4; Dg2; Ta7, a8; Lb4; Sh5, b6 (7). Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Gen. Scharoch Wenzel, Zwettnitz, einzusenden.

### Lösungszug zu Nr. 141: Dc8-b8!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Geassenen ein: Pöpperl Leo, Auperschin; Mildorf Adolf, Tischen; Hyna Josef, Hostomitz; Walter Ludwig, Robek Franz; Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, alle aus Kwitkau; Dinnabier Emil, Tetschen; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Schöpke Josef, Elsditz; Hieke Josef und Fritsch Anton, Markersdorf; Böhm Heinrich, Jostbach; Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Haida; Olbert Ernst, Dömitz; Tritsch Gustav, Wisterschan; Ulbert Rudolf, Prosseditz; Swoboda Josef, Nechwalitz.

### INTERNATIONALER SPORT- UND SPIELTAG IN AUSSIG 4. bis 6. AUGUST.

#### Schachveranstaltungen.

Freitag, den 4. August, 7 Uhr abends: Erweiterte Schachkoalenz.

1. Runde: Bundesmeisterschaft, Einzelkampf; Gangl, Marienbad; Dr. Polatschek, Eger; Hyna jun., Hostomitz; Pilz Ant., Warnsdorf.

Sonntag, den 5. August, 8 Uhr früh.

2. Runde: Gangl; Hyna; Pilz; Dr. Polatschek.

3. Runde: Dr. Polatschek; Hyna; Pilz; Gangl.

Sonntag nachmittag 2 Uhr: Wettkampf V. Kreis - VI. Kreis an 20 Brettern.

Sonntag früh 8 Uhr: Endkampf um die Bundesmeisterschaft Komotau I gegen Marienbad. Gleichzeitig Problemlösungsturnier und Blitzturnier.

Sonntag 2 Uhr nachm.: Wettkampf „Atur“ gegen D. T. J. an 10 Brettern um die Festmeisterschaft.

Gleichzeitig mit diesen Kämpfen laufen Bezirks- und Sektionswettkämpfe. Als Abschluß ein Massenschachwettkampf. Sämtliche Schachwettkämpfe finden in der „Kurzweilmühle“ im Stadion statt.